

Christus anerkennen*

von Luigi Giussani

Die Meditation von heute vormittag endete mit der lebenswahren Aussage von Kafka: „Es gibt ein Ziel, aber keinen Weg.“ Man kann es nicht leugnen: Es gibt etwas Unbekanntes (die alten Kartographen zeichneten gewissermaßen als Analogie dieses Unbekannten die berühmte *Terra incognita* auf, mit der ihre Landkarten aufhörten; an den Rand ihrer Landkarten schrieben sie: 'unbekanntes Land'). Am Rand der Wirklichkeit, die das Auge umfaßt, die das Herz verspürt, die der Geist sich vorstellt, gibt es etwas Unbekanntes. Jeder spürt es. Alle haben es stets verspürt. Zu allen Zeiten haben die Menschen dies so tief verspürt, daß sie es sich auch irgendwie vorgestellt haben. Zu allen Zeiten haben die Menschen versucht, sich durch tiefgründige Arbeit oder durch Phantasie das Antlitz dieses Unbekannten vorzustellen, es auszumachen. Tacitus beschrieb etwa in seiner Schrift *Germania* die Religiosität der alten Teutonen: „*secretum illud quod sola reverentia vident, hoc deum appellant*“ (jenes geheimnisvolle Etwas, das sie mit Furcht und Zittern erahnten, nannten sie Gott, nennen sie Gott). Die Menschen aller Zeiten *hoc deum appellant*, nennen dieses Unbekannte Gott, welches Bild sie sich auch immer davon gemacht haben, auf das die meisten teilnahmslos, viele aber leidenschaftlich interessiert blicken. Zweifellos gehörten zu den leidenschaftlich Interessierten jene dreihundert Religionsführer, die in Mailand mit Kardinal Martini von San Carlo zum Dom zogen. Dreihundert Vertreter verschiedener Religionen! Wie könnte man mit einem gemeinsamen Nenner das bezeichnen, was sie mit ihrer Teilnahme an der großen Initiative des Mailänder Kardinals ausdrücken und ehren wollten? Ein *secretum illud*, etwas Geheimnisvolles, ein unbekanntes Land, etwas, das man nicht kennen kann, das unerfaßbar ist!

An dieser Stelle erinnere ich gerne an einen Vergleich aus dem zweiten Band des Seminars der Gemeinschaft (*Warum Jesus Christus? Am Ursprung des christlichen Anspruchs*). Wer ihn schon gelesen hat, kennt ihn. Stellt euch vor, die ganze Welt, die menschliche Geschichte wäre eine weite Ebene. In dieser weiten Ebene drängen sich unzählige Bauunternehmen, die besonders darin geübt sind, Straßen und Brücken zu bauen. In ihrer Ecke, aus ihrer Ecke heraus, versuchen sie alle, zwischen der Stelle, an der sie sich befinden, dem vergänglichen Augenblick, in dem sie leben, und dem bestirnten Firmament eine Brücke zu bauen, die die beiden Punkte verbindet, wie es das Bild von Victor Hugo in dem schönen Gedicht *Le Pont* (Die Brücke) in seinen *Contemplations* ausdrückt: In einer sternklaren Nacht sitzt ein Mann am Strand, der den größten, scheinbar nächsten Stern ins Auge fasst und sich die tausend und abertausend Bögen vorstellt, die man bräuchte, um diese Brücke zu bauen, eine undefinierbare, eine nie vollständig durchführbare Brücke. Stellt euch also diese weite Ebene vor, in der sich große und kleine Gruppen drängen, auch einzelne, wie in dem Bild von Victor Hugo, und alle versuchen, das eigene, selbst erdachte, phantastische Projekt zu verwirklichen. Plötzlich läßt sich in dieser weiten Ebene eine kräftige Stimme hören: „Halt! Hört alle auf!“. Und alle Arbeiter, Ingenieure und Architekten halten mit ihrer Arbeit inne und schauen in die Richtung, aus der die Stimme kam. Dort steht ein Mann, der die Hand erhebt und weiter spricht: „Ihr seid großartig, Eure Anstrengungen sind beeindruckend, aber euer wenn auch großartiger Versuch bleibt betrüblich.“

Deshalb geben ihn viele von euch auf, denken nicht weiter daran und werden gleichgültig; der Versuch ist großartig, aber betrüblich, weil er nie das Ziel erreicht, nie zum Grund vorstößt. Ihr seid unfähig dazu, weil euch die Kräfte dazu fehlen. Es gibt eine unüberbrückbare Kluft zwischen euch und dem äußersten Himmelsstern, zwischen euch und Gott. Ihr könnt euch das Geheimnis nicht vorstellen. Lasst also eure mühselige und undankbare Arbeit, und folgt mir: Ich werde euch diese Brücke bauen, mehr noch, *ich bin diese Brücke! Denn ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben!*“.

Man versteht diese Dinge in ihrem tiefen geistigen Wert nur dann, wenn man sich in sie hineinversetzt, wenn man versucht, sich mit dem Herzen in sie hineinzusetzen. Stellt euch also vor, auf den Dünen nahe beim Meer eine Gruppe von Leuten aus dem nächsten Dorf zu sehen. Sie hören einem unter ihnen zu, der spricht, der in der Mitte jener Gruppe steht und spricht. Und ihr geht an ihnen vorbei, um zum Strand zu gelangen, wo ihr hin wollt; ihr geht nahe an ihnen vorbei, und während ihr vorbeigeht und neugierig hinüberschaut, hört ihr, wie dieser Mann in ihrer Mitte sagt: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben. Ich bin der Weg, die Wahrheit...“: der Weg, den man nicht kennen kann und den Kafka meinte. „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben.“ Stellt euch vor, bemüht eure Vorstellungskraft und Phantasie: Was würdet ihr tun? Was würdet ihr sagen? So skeptisch ihr auch sein mögt, ihr merkt, wie eure Ohren sich in jene Richtung spitzen, und ihr schaut zumindest mit äußerster Neugier auf jenen Mann, der entweder verrückt ist oder die Wahrheit spricht: *tertium non datur*, eine andere Möglichkeit gibt es nicht: Entweder ist er verrückt oder er spricht die Wahrheit. Und in der Tat hat es nur einen Mann gegeben, einen, der diesen Satz ausgesprochen hat, einen in der ganzen Geschichte der Welt – der Welt! –, so sehr ist es wahr. Ein Mann inmitten einer kleinen Schar von Leuten, oft inmitten einer kleinen Schar von Leuten und oft auch inmitten einer großen Menschenmenge.

In der weiten Ebene halten also alle mit ihrer Arbeit inne und hören auf diese Stimme, und Er wiederholt immer wieder die gleichen Worte. Wen störte das ganze zuerst? Die Ingenieure, die Architekten, die Bauunternehmer, die sofort sagten: „Auf, auf, Leute, macht euch an die Arbeit! Leute, an die Arbeit! Das ist ein Aufschneider!“ Er stellte die radikale Alternative zu ihren Projekten, zu ihrer Kreativität, zu ihrem Verdienst, zu ihrer Macht, zu ihrem Namen, zu ihnen selbst dar. Er stellte die Alternative zu ihnen dar. Etwas mühsamer als die Ingenieure, Architekten und Vorarbeiter wandten schließlich, etwas lachend, auch die Arbeiter ihren Blick von jenem Individuum ab, sprachen dabei etwas über Ihn, machten sich über Ihn lustig oder sagten: „Wer weiß, wer weiß, wer das ist? Ob er verrückt ist?“. Doch einige verhielten sich nicht so. Sie hatten etwas in jenen Worten wahrgenommen, was sie noch nie wahrgenommen hatten, und sie antworteten den Ingenieuren, den Architekten und Unternehmern nicht, die ihnen zuriefen: „Auf, los! Was macht ihr noch da, was haltet ihr euch dabei auf, den Kerl anzuschauen?“. Sie schauten Ihn weiterhin an. Und er kam näher. Nein, sie gingen auf Ihn zu. Unter hundertzwanzig Millionen Menschen waren es zwölf. Aber es ist geschehen: *Das ist ein historisches Faktum.*

Geschichtlich gesehen ist das, was Kafka sagte („... es gibt keinen Weg“), nicht wahr. Man könnte paradoxerweise sagen, dass es theoretisch wahr, geschichtlich jedoch nicht wahr ist. Das Geheimnis kann man nicht kennen! Das ist theoretisch wahr. Aber wenn das Geheimnis an deine Tür klopft... „Wer mir die Tür öffnet, bei dem werde ich eintreten, und wir werden Mahl

halten“: Das sind Worte der Heiligen Schrift, Worte Gottes in der Heiligen Schrift. Aber es hat sich tatsächlich ereignet.

Das erste Kapitel des Johannesevangeliums – es ist die erste Seite der Literatur, die davon spricht – enthält außer der Verkündigung: „Das Wort ist Fleisch geworden“ – das, woraus alles besteht, ist Mensch geworden – die Erinnerung jener, die ihm sofort folgten, die dem Drängen der Ingenieure und der Architekten widerstanden. Auf einem Blatt hat einer von ihnen die ersten Eindrücke festgehalten, die Züge des ersten Augenblicks, in dem sich dieses Faktum ereignete. Das erste Kapitel des Johannesevangeliums enthält in der Tat eine Reihe von Notizen, die regelrechte Gedächtnisstützen sind. Einer der beiden – schon alt geworden – liest in seinem Gedächtnis die Notizen, die er aufbewahrt hat. Denn das Gedächtnis hat ein eigenes Gesetz. Das Gedächtnis kennt als Gesetz keine Kontinuität ohne Unterbrechungen, wie es beispielsweise für eine Schöpfung der Phantasie gilt; das Gedächtnis macht sich buchstäblich Notizen, wie wir es jetzt machen: ein Wort, eine Zeile, ein Punkt. Und dieser Punkt meint so viele Dinge, dass der zweite Satz dort ansetzt, wo das endet, was der erste Punkt meinte. Die Dinge sind eher angedeutet als gesagt, nur einige werden als Bezugspunkt genannt. Und so lese ich mit meinen siebenzig Jahren diese Dinge zum tausendsten Mal, und ohne eine Spur von Müdigkeit. Stellt euch etwas vor – wenn ihr könnt –, das in sich schwerwiegender, gewichtiger (*pondus*), bedeutender ist, was das Dasein des Menschen in seiner scheinbaren Zerbrechlichkeit mehr herausfordert, etwas, das für die Geschichte folgenschwerer ist als das, als dieses Faktum.

„Am Tag darauf stand Johannes wieder dort, und zwei seiner Jünger standen bei ihm. Als Jesus vorüberging, richtete Johannes seinen Blick auf ihn und sagte:...“. Stellt euch also diese Szene vor. Nach hundertfünfzig Jahren des Wartens hatte das jüdische Volk, das seine ganze Geschichte lang, zweitausend Jahre lang, immer einen Propheten hatte – jemanden, der von allen als Prophet anerkannt war –, nach hundertfünfzig Jahren also hatte das jüdische Volk endlich wieder einen Propheten. Er hieß Johannes der Täufer. Auch andere Schriften des Altertums sprechen von ihm – es ist also geschichtlich belegt. Alle Leute – reich und arm, Zöllner und Pharisäer, Freunde und Gegner – kamen, um ihn zu hören und um zu sehen, wie er lebte, jenseits des Jordan, in einer wüsten Gegend, wo er sich von Heuschrecken und wilden Kräutern ernährte. Er hatte stets eine Schar von Menschen um sich. Unter diesen Personen standen an jenem Tag zwei, die zum ersten Mal da waren und die sozusagen vom Land kamen – eigentlich kamen sie vom See, der ziemlich weit weg und abseits der entwickelten Städte lag. Sie standen dort wie zwei Menschen vom Land, die zum ersten Mal in die Stadt kommen und etwas verloren sind. Mit weit aufgerissenen Augen beobachteten sie alles, was geschah, und vor allem ihn. Mit offenem Mund und weit aufgerissenen Augen verfolgten sie jede seiner Bewegungen. Gespannt hörten sie, was er sagte. Auf einmal tritt ein junger Mann aus der Schar und entfernt sich auf dem Weg, der am Fluss entlang nach Norden führt. Sofort richtet Johannes der Täufer seinen Blick auf ihn und ruft: „Seht, das Lamm Gottes, das die Sünde der Welt hinweg nimmt!“. Aber die Leute rührten sich nicht. Sie waren schon an diese Ausbrüche des Propheten gewöhnt, der sich ab und zu in seltsamen, unverständlichen Sätzen ausdrückte, die eigentlich keinen Zusammenhang hatten. Deshalb nahm die Mehrzahl der Anwesenden überhaupt keine Notiz davon. Die beiden, die zum ersten Mal gekommen waren und an den Lippen des Propheten hingen, die auf seinen Augen schauten, die seinen Blicken

folgten, wohin er auch schaute, bemerkten, dass er jenen Mann ins Auge fasste, der sich entfernte, und hefteten sich an dessen Fersen. Sie folgten ihm in einigem Abstand, ängstlich und verschämt, zugleich aber auf seltsame, tiefe, nicht greifbare, suggestive Weise neugierig. „Die beiden Jünger hörten, was er sagte, und folgten Jesus. Jesus aber wandte sich um, und als er sah, dass sie ihm folgten, fragte er sie: ‘Was wollt ihr?’. Sie sagten zu ihm: ‘Rabbi, wo wohnst du?’. Er antwortete: ‘Kommt und seht!’“. Das ist die Formel, *die* christliche Formel. Die Methode des Christentums besteht darin: „Kommt und seht!“. „Da gingen sie mit ihm und sahen, wo er wohnte, und blieben jenen Tag bei ihm; es war um die zehnte Stunde.“ Es wird nicht gesagt, wann sie losgingen, wann sie ihm folgten. Der ganze Text, auch der darauffolgende, besteht aus Notizen, wie ich vorhin sagte: Die Sätze enden mit einem Punkt, der davon ausgeht, dass man vieles weiß. Beispielsweise: „Es war um die zehnte Stunde“, also um 16 Uhr. Als sie weggingen, als sie hingingen, wer weiß? Jedenfalls war es gegen 16 Uhr. Andreas, der Bruder des Simon Petrus, war einer der beiden, die das Wort des Johannes gehört hatten und Jesus gefolgt waren. Andreas traf als ersten seinen Bruder Simon, der gerade vom Fischen oder Reparieren der Netze vom Strand zurückkam. „Er sagte ihm: ‘Wir haben den Messias gefunden’“. Es wird nichts weiter erzählt, nichts berichtet, alles ist schon bekannt, es ist klar, es sind Notizen von etwas, das alle schon wissen! Es gibt wenige Seiten, die so realistisch, so einfachhin wahr sind, wo der einfachen Erinnerung kein Wort hinzugefügt ist.

Wie kam Andreas dazu zu sagen: „Wir haben den Messias gefunden“? Jesus hat im Gespräch mit ihnen wohl selbst diesen Begriff verwendet, den sie schon kannten; denn sonst wäre es nicht möglich gewesen, dass Andreas einfach erklärte, „das ist der Messias“, so wie man sagt, da „zwei und zwei vier ist“. Aber während sie stundenlang mit diesem Mann sprachen, ihm beim Reden zusahen, ihn anschauten – Wer sprach sonst so? Wer hatte je so gesprochen? Wer hatte jemals solche Dinge gesagt? Nie hatte man so etwas gehört oder so jemanden gesehen! –, während sie also mit ihm zusammen waren, festigte sich langsam in ihnen die Überzeugung: „Wenn ich diesem Mann nicht glaube, kann ich niemandem mehr glauben, nicht einmal den eigenen Augen“. Sie dachten oder sagten das zwar nicht, aber sie spürten es. Sie haben es gespürt, nicht gedacht. Jener Mann wird wohl unter anderem gesagt haben, dass er es sei, der da kommen sollte, der Messias, der kommen sollte. Aber das war etwas so Selbstverständliches gerade aufgrund der Außerordentlichkeit dieser Aussage, dass sie es aufnahmen wie etwas ganz Einfaches – und es war etwas Einfaches! –, wie etwas leicht Verständliches.

„Andreas führte ihn zu Jesus. Jesus blickte ihn an und sagte: Du bist Simon, der Sohn des Johannes, du sollst Kephas heißen. Kephas bedeutet: Fels“. Die Juden pflegten Namen zu ändern, um den Charakter einer Person zu bezeichnen oder wegen eines bedeutenden Ereignisses im Leben eines Menschen. Stellt euch also Simon vor, der ganz neugierig und etwas verschüchtert mit seinem Bruder daherkam und den Mann anschaute, zu dem ihn sein Bruder führte. Jener schaute ihn schon von weitem an. Stellt euch vor, wie Er ihn ansah, so dass Er sein Wesen bis ins Tiefste erfasste: „Du sollst Fels heißen“. Stellt euch vor, was es heißt, von einem vollkommen Fremden, Unbekannten, so angeschaut zu werden, dass er sich bis auf den Grund seiner Seele erkannt wusste. „Am Tag darauf wollte Jesus nach Galiläa aufbrechen...“. Es ist eine halbe Seite, die so abgefasst ist: kurze Notizen, ein paar Punkte, die alles als bekannt voraussetzen, was

geschehen ist, so als ob es allen bekannt wäre, als ob es für alle offensichtlich wäre.

„Es gibt ein Ziel, aber keinen Weg“. Nein! Ein Mann, der gesagt hat: „Ich bin der Weg“, ist eine *geschichtliche Tatsache, die sich ereignet hat*, deren erste Beschreibung auf dieser halben Seite zusammengefasst ist, die ich gerade angefangen habe zu lesen. Und jeder von uns weiß, dass es geschehen ist. Nichts ist auf der Welt geschehen, was so unerdenklich und außergewöhnlich ist, wie dieser Mann, von dem wir sprechen: Jesus von Nazareth.

Aber wie konnten diese zwei, die ersten beiden, Johannes und Andreas – Andreas war sehr wahrscheinlich verheiratet und hatte Kinder –, so schnell von Ihm ergriffen werden, Ihn so schnell anerkennen (es gibt kein anderes Wort, das hier passt: Ihn *anerkennen*)? Und ich meine, wenn sich diese Tatsache ereignet hat, musste es *einfach* sein, jenen Mann zu erkennen, d. h. zu erkennen, wer jener Mann war, nicht wer er bis ins Letzte und ganz genau war, aber anzuerkennen, dass jener Mann etwas Außergewöhnliches war, etwas Ungewöhnliches – Er war überhaupt nicht gewöhnlich –, keiner Analyse unterziehbar: All das anzuerkennen musste einfach sein.

Wenn Gott Mensch würde, zu uns käme, wenn Er jetzt käme, wenn Er sich in unsere Schar eingeschlichen hätte, wenn Er hier unter uns wäre, müsste es *einfach* sein, Ihn zu erkennen – *a priori* meine ich – einfach, Ihn in seinem göttlichen Wert zu erkennen. Warum ist es einfach, Ihn zu erkennen? Wegen einer *Außergewöhnlichkeit*, wegen einer unvergleichlichen Außergewöhnlichkeit. Ich habe etwas Außergewöhnliches vor mir, einen außergewöhnlichen Menschen, mit nichts vergleichbar. Was heißt außergewöhnlich? Was bedeutet das? Warum trifft dich das Außergewöhnliche? Warum empfindest du etwas Außergewöhnliches als außergewöhnlich? Weil es den Erwartungen deines Herzens *entspricht*, so konfus und unklar sie auch sein mögen. Es entspricht unversehens – unversehens! – den Bedürfnissen deines Gemüts, deines Herzens, den unwiderstehlichen, unleugbaren Bedürfnissen deines Herzens, wie du es dir nie hättest vorstellen oder ausdenken können, denn es gibt niemanden wie diesen Mann. Das Außergewöhnliche ist also paradoxerweise das Erscheinen dessen, was für uns das Natürlichste ist. Was ist natürlich für mich? Dass das, was ich ersehne, geschieht. Nichts ist natürlicher als das. Dass das, was ich am meisten ersehne, am häufigsten geschehe: das ist natürlich. Mit etwas gänzlich und zutiefst Natürlichem in Berührung zu kommen, das den Bedürfnissen des Herzens entspricht, die die Natur uns gegeben hat, ist etwas vollkommen Außergewöhnliches. Das ist wie ein merkwürdiger Widerspruch: Was sich ereignet, ist nie außergewöhnlich, wirklich außergewöhnlich, weil es den Bedürfnissen des Herzens nicht angemessen zu entsprechen vermag. Die Außergewöhnlichkeit deutet sich an, wenn etwas das Herz höher schlagen lässt aufgrund einer Entsprechung, der man einen gewissen Wert beimisst, die aber der nächste Tag als trügerisch erweisen und das nächste Jahr wegfegen wird. Es ist die Außergewöhnlichkeit, mit der die Gestalt Christi erscheint, die es einfach macht, Ihn zu erkennen. Man muss sich, wie ich bereits sagte, diese Ereignisse vorstellen, man muss sich in sie hineinversetzen. Hat man den Anspruch, sie zu beurteilen, will man sie beurteilen – ich sage nicht sie verstehen, sondern sie in ihrem Wesensgehalt beurteilen –, ob sie wahr oder falsch sind, so ist es die Aufrichtigkeit, mit der du dich in sie hineinversetzt, die das Wahre als wahr und nicht falsch aufscheinen lässt und dein Herz nicht am Wahren zweifeln lässt. Es ist einfach, Ihn als

göttliche Ontologie zu erkennen, weil Er außergewöhnlich ist: Er entspricht dem Herzen, und man *bleibt dabei*, und würde nie mehr weggehen – was das Zeichen der Entsprechung zum Herzen ist. Man würde nie mehr fortgehen und Ihm das ganze Leben lang folgen. In der Tat folgten sie Ihm die weiteren drei Jahre seines Lebens.

Aber stellt euch diese beiden vor, die ihm ein paar Stunden lang zuhören und dann wieder nach Haus gehen müssen. Er verabschiedet sich von ihnen, und sie kehren still nach Hause zurück, still, weil sie durchflutet sind vom Geheimnis, das sie soeben wahrgenommen, erahnt und verspürt haben. Dann trennen sich ihre Wege. Jeder geht nach Hause. Sie verabschieden sich nicht, nicht weil sie sich nicht verabschieden wollen, sondern weil sie sich in einer anderen Weise verabschieden: Sie verabschieden sich, ohne sich zu verabschieden, weil sie von der gleichen Sache ergriffen sind. Die beiden sind eins, so sehr sind sie von der gleichen Sache ergriffen. Und Andreas geht in sein Haus und legt den Mantel ab. Und seine Frau sagt zu ihm: „Andreas, was ist mit dir? Du bist so anders, was ist dir geschehen?“. Stellt euch vor, wie er sie in die Arme nimmt und zu weinen beginnt und wie sie, ganz erschüttert davon, weiter auf ihn eindringt: „Aber was hast du denn?“. Und er umarmt seine Frau, die sich nie in ihrem Leben so umarmt gefühlt hat: Er war ein anderer. Er war ein anderer! Er war derselbe und doch ein anderer. Wenn man ihn gefragt hätte: „Wer bist du?“, hätte er geantwortet: „Ich verstehe, dass ich ein anderer geworden bin... Nachdem ich jenes Individuum, jenen Mann reden gehört habe, bin ich ein anderer geworden“. Ohne lang herum zu reden: Das, meine Freunde, hat sich ereignet.

Es ist nicht nur einfach Ihn anzuerkennen, es war nicht nur einfach, Ihn aufgrund seiner Außergewöhnlichkeit zu erkennen – denn „wenn ich diesem Mann nicht glaube, kann ich auch meinen Augen nicht mehr trauen“ –, es war auch einfach zu verstehen, welche Art Moralität, das heißt welche Art von Beziehung von Ihm ausging; denn die Moralität ist die Beziehung zur Wirklichkeit, insofern sie vom Geheimnis geschaffen ist: die angemessene, geordnete Beziehung zur Wirklichkeit. Es war einfach, es war einfach für sie zu verstehen, wie einfach die Beziehung zu ihm war, wie einfach es war, Ihm zu folgen, Ihm zu entsprechen, Seiner Gegenwart zu entsprechen – Seiner Gegenwart zu entsprechen.

Es gibt eine andere Seite des Johannesevangeliums, die das alles in großartiger Weise ausdrückt, nämlich das letzte Kapitel (Joh 21). An jenem Morgen näherte sich ihr Boot dem Ufer. Sie hatten die Nacht über nichts gefangen. In einiger Entfernung vom Ufer bemerkten sie einen Mann, der dort stand – er hatte ein Feuer angezündet, das man von weitem (cento metri) sah – und der einige Worte mit ihnen wechselte, die ich jetzt nicht im einzelnen ausführen möchte. Johannes sagt als erster: „Aber es ist der Herr!“, und Petrus springt sofort ins Wasser und erreicht in wenigen Zügen das Ufer: Es ist der Herr. Inzwischen treffen auch die anderen ein. Niemand spricht ein Wort. Sie stellen sich alle im Kreis auf, niemand spricht, alle schweigen, denn alle wissen, dass es der auferstandene Herr ist. Er war bereits gestorben, und Er hatte sich ihnen nach seiner Auferstehung schon gezeigt. Er hatte ihnen auf einem Kohlenfeuer Fisch zubereitet. Alle setzen sich und essen. In der fast vollkommenen Stille, die am Strand herrschte, sah Jesus, auf dem Sand liegend, seinen Nachbarn an: Simon Petrus. Er schaute ihn an. Und Petrus spürte die Last dieses Blicks. Stellen wir uns vor, wie er sie spürte: Er erinnerte sich daran, wie er Ihn vor wenigen Wochen verleugnet hatte, er erinnerte sich an alles, was er getan hatte. Er war von

Christus sogar Satan genannt worden: „Weg mit dir, Satan, der du Anstoß für mich, für die Bestimmung meines Lebens bist“. Er dachte an alle seine Schwächen, denn wenn man einmal schwer gefehlt hat, kommt einem auch alles andere in den Sinn, auch das, was weniger schlimm war. Petrus fühlte sich wie erdrückt von der Last seiner Unfähigkeit, seiner Unfähigkeit, Mensch zu sein. Und der Mann da neben ihm machte den Mund auf und sagte zu ihm: „Simon (stellt euch vor, wie Simon beben musste), liebst du mich?“. Wenn ihr versucht, euch in diese Situation hineinzusetzen, bebt auch ihr jetzt beim Gedanken daran, allein schon beim Gedanken daran, beim Gedanken an diese dramatische Szene. Dramatisch ist die Szene, weil sie das Menschliche so sehr beschreibt, weil sie es ausführt, weil sie es hervorhebt, denn das Drama ist das, was die Faktoren des Menschlichen hervorhebt. Nur die Tragödie macht sie zunichte. Der Nihilismus führt zur Tragödie. Aber die Begegnung mit Christus führt das Drama in das Leben ein, denn das Drama ist die gelebte Beziehung zwischen einem Ich und einem Du.

Dann kam wie ein Hauch, ja wie ein Hauch, die Antwort von Petrus. Seine Antwort war kaum angedeutet, wie ein Hauch. Er traute sich nicht – und dennoch... : „Ich weiß nicht wie, ja, Herr, ich liebe Dich; ich weiß nicht wie, aber es ist so“. „Ja, Herr. Ich weiß nicht wie, ich kann Dir nicht sagen wie, aber...“.

Es war also sehr einfach, die Beziehung zu diesem Mann aufrechtzuerhalten, sie zu leben. Es genügte, der Sympathie zu folgen, die von ihm ausging, *einer tiefen Sympathie*, ähnlich jener tiefsten und fleischlichen Sympathie des Kindes zu seiner Mutter, die eine Sympathie im eindringlichsten Sinn des Wortes ist. Es genügte, der Sympathie zu folgen, die von Ihm ausging. Denn nach allem, was er Ihm angetan hatte, nach der Verleugnung, hörte er nun die Frage: „Simon, liebst du mich?“. Er hörte sie dreimal. Und beim dritten Mal überlegte er, ob wohl ein Zweifel in der Frage lag, und er antwortete nicht mehr so kurz: „Herr, Du weißt alles; Du weißt, dass ich Dich liebe. Meine menschliche Sympathie gilt Dir; meine menschliche Sympathie gilt Dir, Jesus von Nazareth“.